

NAPPO

11

Mitgliederrundbrief der Norddeutschen
Arbeitsgemeinschaft Psychodynamische
Psychiatrie e.V. – Frühjahr 2005

DISS

oziation

**Elektra zwischen Altar und Bühne –
Bericht von der 6. Lüneburger Arbeitstagung der NAPP 2004 (S.3)**

Neue Fachgruppe: Ambulante Psychiatrie (S. 9)

Protokoll der NAPP-Mitgliederversammlung Lüneburg 2004 (S. 10)

(T)Räume und Übergänge: Bergedorfer Symposium (S. 12)

**Wo es ein Anderes gibt, da ist Furcht –
Vortrag von Ingo Engelmann bei der NAPP am 11. Juni 2004 (14)**

Verschiedenes (S. 20)

NAPPO ist der Mitgliederrundbrief der NAPP und erscheint unregelmäßig ein- bis zweimal im Jahr. Redaktion:
Ingo Engelmann, klangengel@t-online.de, Friedrichstraße 66a 21244 Buchholz
NAPP-Geschäftsstelle (Frau A. Kirchhoff-Walther) napp-info@t-online.de Maria-Louisen-Str. 57, 22301 Hamburg
Tel. 040 / 46 774 888 - Fax 040 / 41 357 733 - Sprechzeiten Dienstag + Donnerstag 9-12 Uhr - www.napp-info.de

Liebe Leser,

das neue NAPPO liegt vor Ihnen. Das ist die gute Nachricht. Seit dem letzten sind fast 15 Monate verstrichen. Das ist die schlechte Nachricht. NAPP-Mitglieder leiden nicht unter Schreibzwang, sie müssen sich nicht rituell mitteilen, so scheint es. Diese Ausgabe enthält daher kein typisches NAPP-Material, denn fast alle Beiträge wurden vom Redaktionsmitarbeiter selbst verfasst. Und, wir merkten es schon an: der durchschnittliche, idealtypische NAPPianer schreibt nicht.

Wenn Ihnen das jetzt zu viel One-Man-Show ist: schreiben Sie was auf, kommentieren Sie, sprechen Sie andere an, die etwas zu sagen / zu schreiben haben!

Was erwartet Sie? Der traditionelle Bericht von der Arbeitstagung der NAPP in Lüneburg, traditionell etwas über die reine Chronistenpflicht hinauschießend; eine Mitteilung über den neuen Fachausschuss „Ambulante Psychiatrie“; ein kleiner Bericht über ein Symposium in Bergedorf; das Protokoll der Mitgliederversammlung in Lüneburg; und eine etwas gekürzte Fassung eines Vortrages, der in kleinem Kreise einigen NAPP-Mitgliedern schon vorgetragen wurde. Bei dem Vortrag wurde auch das eine oder andere Musikstück zu Gehör gebracht. Hier gibt es nur Texte: Georg Kreisler über „Barbara“, ein Chanson aus den späten sechzigern, das mächtig dissoziativ daher kommt.

Ein Wort in eigener Sache: Seit einigen Wochen gehöre ich nicht mehr dem NAPP-Vorstand an, nach fast neun Jahren war es genug. Die Redaktion des NAPPO versuche ich weiter auszufüllen – auch wenn der Anzug für einen allein etwas groß gerät.

Viel Spaß beim Lesen wünscht
Ingo Engelmann

Barbara

Ich denke jeden Nachmittag an Barbara,
obwohl ich niemand dieses Namens kenn,
Und jedes nachts träum ich erneut von

Barbara

(ja wenn ich nachts nicht träumen soll,
wann denn?)

Am Morgen unterhalt ich mich mit
Barbara,

sie steht dann neben mir und kocht
Kaffee,

Die Reise zum Büro mach ich mit Barbara,
ich hoffe, dass ich Barb'ra einmal seh.

Träume sind nicht Schäume,
sind nicht Schall und Rauch,
sondern unser Leben,
so wie wache Stunden auch.

Wirklichkeit heißt Spesen,

Träume sind Ertrag,

Träume sind uns sicher

Schwarz auf weiß wie nacht auf Tag.

Am Abend kehr ich heim zu meiner
Barbara,

sie wartet schon und freut sich sicherlich,
und geh ich dann zu Bett, so weiß ich,

Barbara

liegt schon im Bett und wartet da auf
mich.

Manche gehen ins Kino

Oder ins Café,

manche schließen Ehen

und das Scheiden tut dann weh.

Manche haben Kinder,

viele haben Streit,

manche sind erfolgreich

und zu Träumen nicht bereit.

Am, einfachsten und billigsten ist Barbara.

Sie isst nicht viel und nimmt nur wenig
Raum.

Ich wünsche allen Menschen eine Barbara

In Wirklichkeit – doch besser noch im
Traum.

Georg Kreisler

Elektra zwischen Altar und Bühne

6. Arbeitstagung der NAPP zum Thema „Traum und Trauma“ am 5. / 6.11.2004 in Lüneburg

Ein Bericht von Ingo Engelmann

Es gibt andere, schweigsame,
die tief in ihrem Herzen
das Gewicht verschwommener
irdischer Bilder spüren;
ihr Leben ist verändert worden
weil an irgendeinem Tag ihrer Kindheit,
mit fünf, mit sieben Jahren...

J.P. Sartre: Die Fliegen

Eine goldene Herbstsonne lag auf den gelb geklinkerten Bauten des Landeskrankenhauses. Einige bunte Blätter hingen noch an den Bäumen – eine Szene zum Wegträumen, still, wie komponiert. Eine Szene wie eine gestaltete Dissoziation.

Das war das Thema der Tagung: Dissoziation. Alltägliche Erfahrung in der Zerbröckelung der Welt, die uns das Fernsehen und das Internet präsentieren. Werktägliche Funktionsmaxime am Arbeitsplatz. Patchwork - Struktur der modernen Familie. Dissoziation ist allgegenwärtig.

Der andere Pol dissoziativer Phänomene stand auf der Tagung stärker im Blickpunkt: dissoziatives Erleben als Traumafolge, Persönlichkeitsstörungen als Hintergrund veränderter Realitätswahrnehmung, therapeutische Konsequenzen.

Ich musste mir helfen, um in dem Strudel von Informationen, Namen, Bildern und Theorien nicht zu ertrinken. Das Mantra war: „Dissoziation ist die Auflösung von Zusammenhängen“. Auf diesen einfachen Satz führte ich mich immer wieder zurück, wenn ich mich aufzulösen drohte. Dissoziative Tendenzen waren auf dieser Tagung so stark, dass viele Zuhörer sich nicht ausreichend eingebunden fühlten, ihnen gingen die Zusammenhänge verloren. Manchmal war das eine Unzulänglichkeit von Referenten oder (seltener) Workshop-Leitern. Aber es war auch eine Spiegelung des Tagungsthemas. Gut, wenn man ein Mantra hatte.

Jürgen Lotze, Ärztlicher Direktor, begrüßte zum sechsten Mal die NAPP in den Räumen des LKH. Zum hundertsten Geburtstag des Krankenhauses war vor zwei Jahren der Festsaal originalgetreu restauriert worden. Wunderschöne mittelbraune Holztüren und Deckentäfelung waren freigelegt, helle Pastelltöne an den Wänden, und an beiden Stirnseiten des Saales verdeckten Vorhänge eine geschwungene Öffnung. Dort, berichtete Lotze, waren der Altarraum und die Bühne: hinten der Altar, vorn die Bühne (jedenfalls war das die Ausrichtung bei der NAPP-Tagung). Eine Tagung zwischen Spiritualität und Spiel (oder Narzissmus – was bestimmt das Geschehen auf der Bühne mehr?).

W. Trautvetter und das Tagungsthema

Wolfgang Trautvetter, erster Vorsitzender der NAPP, führte inhaltlich in das Tagungsthema ein. Dabei zog er einen Bogen von frühen therapeutischen und theoretischen Entwicklungen vor über 100 Jahren bis hin zu den aktuellen Auseinandersetzungen zwischen traumatherapeutischen Entsagungen und tiefenpsychologischen Begegnungen mit Trauma und Konflikt.

Ein fast vergessener Name eines Pioniers der Dissoziationsforschung ist Pierre Janet (1859-1947). Er analysierte als erster die Auswirkung von traumatischen Ereignissen, deren Integration in das Selbst fehlschlägt, was wiederum zu einer Trennung von Erlebens- und Wahrnehmungsebenen führen. Abgespaltene sinnliche Erinnerungen wie Gerüche, Berührungen usw. können den Eindruck auslösen, die traumatisierende Situation sei erneut eingetreten. Die aktuelle Realität, die möglicherweise gar nichts Traumatisierendes aufweist, kann nur verzerrt wahrgenommen

Dissoziation bedeutet Zerfall, Spaltung, und bezeichnet die Aufspaltung von Molekülen mittels Aufnahme von Wärme in einfachere Atomgruppen. Zerfallen elektrisch neutrale Moleküle in einander entgegengesetzt geladene Ionen, so spricht man von der elektrolytischen Dissoziation. Dissoziierte Stoffe werden als Elektrolyte bezeichnet, da sie den elektrischen Strom leiten

www.uni-protokolle.de

werden. Diese kognitiven Veränderungen können, so Janet, durch eine Begegnung mit dem Trauma, seine Einbettung in die eigene Person und einen neuen Umgang damit aufgehoben werden.

Die Vorstellungen Janets waren in der Fachwelt recht populär. Freuds Gedanken über die Hintergründe hysterischer Symptome in realen Missbrauchserfahrungen seiner Patientinnen ließen sich damit gut verbinden. Als aber Freud diese Vorstellungen revidierte und sich zunehmend darauf festlegte, dass es sich um Phantasien der hysterischen Frauen handele und diese Sicht zu einem Pfeiler seiner psychoanalytischen Theoriebildung machte, mussten die Vorstellungen eines Janet verschwinden. Die zunehmende Anerkennung der Freudschen Psychoanalyse bedeutete gleichzeitig den Niedergang der Theorie und Praxis des Pierre Janet.

Das Muster dieser Verdrängungsprozesse findet sich auch in den aktuellen Auseinandersetzungen zwischen Traumatherapeuten und Psychoanalytikern wieder. Der Disput zwischen dem Analytiker Ehlert-Balzer und den Traumatherapeuten Reddemann und Sachsse im „Forum der Psychoanalyse“ zeigte das exemplarisch. Ende der neunziger Jahre beharkten sie sich in der Zeitschrift mit derartiger Häme und Giftigkeit, dass der Leser sich erstaunt fragte, was denn nun hier los sei. Wie sollen denn traumatisierte Patientinnen sich und die Welt aushalten, wenn der Therapeut davor kneift, sich dem Trauma auszusetzen? fragte Ehlert-Balzer. Reddemann und Sachsse erwiderten: Die Begegnung mit dem Trauma enthält so viele Gefahren erneuter Traumatisierung, dass die von Analytikern angezielte Übertragungsbeziehung für den Patienten Gift statt

therapeutisches Gold enthalte. Die mit zahlreichen Techniken (EMDR, Stabilisierungsübungen) mundgerecht bereite Traumatherapie, zudem garniert mit bekömmlichem humanistischem Beiwerk, verführt in der Konsequenz zur Festschreibung von Dissoziation und Spaltung. Übertragungs- und Gegenübertragungsmuster, die in psychodynamischen Konzepten zentral sind, haben in dieser modernen Traumatherapie nicht nur keinen Platz, sondern werden als gefährlich angesehen.

Da driftet also etwas auseinander – lassen sich Verbindungen neu herstellen oder wieder entdecken? Kann die Dissoziation der Therapeuten aufgehoben werden? Die NAPP steht ein bisschen verloren in der modernen Pluralität herum. Einige Workshops auf der Tagung führten in die traumatherapeutischen Techniken wie EMDR ein. Es wäre unbefriedigend, wenn ein eklektizistisches „ein bisschen hiervon, ein bisschen davon“ den Alltag psychodynamischer Traumatherapie bestimmt. Wo geht die Reise hin?

Trautvetter führt ausführlichst in interessante Aspekte des Tagungsthemas ein (manchmal vielleicht sogar etwas zu tiefend, wo die Räume doch erstmal nur geöffnet werden sollen für die Hauptvortragenden), aber immer sachkundig und mit großem Bogen über hundert Jahre und fast ebenso viele Unterthemen. Noch fehlt ein bisschen der Blick auf die Verbindung der NAPP zum Thema. Aber die Tagung ist ja noch lang.

Der Philosoph: H. Emrich

Herr Emrich aus Hannover ist Nachfolger des legendären großen Kisker in der Uni-Psychiatrie der MHH. Er ist ausgewiesener Mediziner und Neurobiologe, Psychoanalytiker, Cinéast und Philosoph. Er ist eigentlich eine wandelnde Kulturlandschaft. Von Max Frisch über Sarah Kane bis zu Alfred Hitchcock reicht der Bilderbogen, den er präsentiert.

Unsere postmoderne Gegenwart ist gekennzeichnet durch den Verlust von Dauer und Raum. Moderne Elektronik erlaubt uns in Sekundenbruchteilen an jedem Winkel unserer Erde zu sein, per Webcam, e-mail oder Videokonferenz. Seit der Erfindung der selbstgewählten Verbindung beim Telefonieren in den zwanziger Jahren steht niemand mehr eine Vermittlung, das Fräulein vom Amt.

Hallo ihr Lieben,

gerade sind die druckfrischen "Trauma geht weiter" T-Shirts im Trauma eingetroffen.

Wer Interesse an einem solchen T-Shirt hat, der kann sie käuflich während der Bürozeiten (10-16 Uhr) im Trauma erwerben.

www.cafetrauma.de

„Der Herr meines Namens ist verreist“, zitiert Emrich aus „Mein Name sei Gantenbein“ von Max Frisch und weist darauf hin, dass unser postmodernes Bewusstsein ein verzweigtes, vielfältiges, beliebiges ist. Irgendwie ist das auch dissoziiert, auf seine Art, wie ich finde. Emrich weist aber auch darauf hin, dass das postmoderne Bewusstsein im Gegensatz zum traumatisierten ein forschendes, vorwärts-wollendes ist, während der traumatisierte Mensch flüchten muss (also geht die Dissoziation in unterschiedliche Richtungen?) Schon vor über hundert Jahren wurde das Doppelgängertum des Ich angelegt in den romantischen Texten von Hoffmannsthal, E.T.A. Hoffmann und Dostojewski. Die harte Schufferei, sich die Selbstkohärenz im Konflikt von Einheit und Pluralität zu erarbeiten („Werde, der du bist“ – Nietzsche), überfordert zunehmend viele Menschen und so bleiben sie unfähig, die Realität zu verstehen bzw. zu akzeptieren als gebaut auf Widerspruch (eine dialektische Position, die Emrich da einnimmt). Die „gelebte Paradoxie-Toleranz“ ist insbesondere Traumapatienten oder anderen persönlichkeitsgestörten Menschen nicht möglich.

Emrich illustriert diesen Konflikt von Trauma und Erinnerung an R.M. Rilke („Malte Laurids Brigge“) und Sarah Kane, deren präsuizidaler Monolog „Psychosis 4.48“ auch in Hamburg aufgeführt wurde und Durchschnittsbürger wie auch Therapeuten in Angst und Schrecken versetzte.

Ein Filmausschnitt um „Frank“ führt eindrucksvoll vor, wie man sich multiple Persönlichkeit vorstellen kann. Der Regisseur Weingartner ist gerade in diesen Tagen mit „Die fetten Jahre sind vorbei“ in den deutschen

Kinos, er beobachtet genau und gegen den Strich, aber bleibt es nicht irgendwie ein Abziehbild, diese junge Frau, die ihren eigenen Beschützer Frank in sich trägt, so multipel wie es nur irgend geht? Der Filmausschnitt bleibt ohne kritische Würdigung, was auch wieder nicht überrascht, weil Herr Emrich nicht ohne Stolz einfließen lässt, dass er der psychiatrische Berater des Regisseurs war und eh viel mit dem zusammen arbeitet.

Ohne solch fachkundigen Berater musste Alfred Hitchcock auskommen, als er „Marnie“ drehte, diesen Film um eine junge Frau und ihr verdrängtes Trauma, das in einer klassischen Konfrontation aufricht und geheilt wird (seelige Zeiten Hitchcocks, als die heilende Macht der Psychoanalyse und aller assoziierter Techniken noch cineastisch zusammengerührt werden konnten und keiner widersprach). Emrich führt den zentralen Moment der Konfrontation im Filmausschnitt vor, einem Filmausschnitt, der durch seine Wucht und Linearität beeindruckt: schnörkellos und geradeaus wird das Elend des Traumas abgebildet, und es winkt Hoffnung, die Tränen in die Augen treibt. Und dann ist der Vortrag zuende, ich sitze da mit meiner aufgeweichten Betroffenheit und gehe in die Kaffeepause. Große Momente, Gedankenverbindungen zwischen Bildern, die viel mächtiger sind als die Gedanken und sich so verselbständigen oder doch nicht einbinden lassen: der Vortrag von Emrich war großartig, geniale blitze es immer wieder, aber wo es längs geht weiß ich nun noch immer nicht, so wie auch nach der Einleitung von W. Trautvetter. Aber der erste Tag der Tagung ist ja noch nicht mal vorbei.

Die Hoffnung stirbt zuletzt: M. Hirsch und U. Streeck

Der zweite Tag war länger (was den Tagungsverlauf betrifft) als der erste, aber meine Aufzeichnungen darüber sind viel kürzer (antizyklische Dokumentationsstrategie). Matthias Hirsch ist vielen NAPP-Mitgliedern in bester Erinnerung von der Ferenczy-Tagung vor drei Jahren in Timmendorf. Wie dort gewinnt er durch seinen praxisnahen Vortrag (aber der ist kaum wiederzugeben, wenn man keine wörtliche Mitschrift liefern will). Da geht es um amputierte Körper-Teil-Repräsentanzen wie bei dem Bergsteiger, der seinen eingeklemmten Arm amputiert und sich so rettet. Die gekappte Verbindung von Selbst und Körper spiegelt sich in der Bemerkung

„Ich habe meine Äpfel gegessen, weil ich meinem Körper etwas Gutes tun wollte. Eigentlich mag ich gar keine Äpfel.“

Es geht um intermediäre Objekte wie das fließende Blut als Kuscheltuch („security blanket“) oder die Haare als mütterlich besetztes Teilobjekt beim Haarausreißen (Trichotillomanie). Matthias Hirsch soll man hören oder mindest selbst lesen – ich will ihn nicht in einer Tagungsskizze dissoziativ amputieren. Sein Vortrag war die Stunde der theoriefundierten Praxis (oder der praxisfundierten Theorie).

Irgendwie ähnlich und doch ganz anders war es bei Herr Streeck. Sein Vortrag basierte auf dem Videomitschnitt einer Therapie, bei der es besonders auf die Wortwahl und die (z.B. verbale) Interaktion als „Aushandlungsmodus“ für Gegenübertragungsprozesse ankam. Leider erlosch im Verlauf der Vorbereitungen die Hoffnung, diese Basis des Vortrags technisch präsentieren zu können: der Ton fehlte bei dem vom Laptop eingespielten Mitschnitt. Ohne Ton war das irgendwie gar nicht das, was Streeck sich vorgestellt hatte – dass er trotzdem einen eher improvisierten Vortrag aus dem Ärmel schüttelte, war ehrenhaft. Aber ich konnte mich schwer von der Enttäuschung lösen, nicht das erfahren zu können (zu dürfen), was Streeck uns eigentlich hatte mitteilen wollen. Da blieb mir etwas vorenthalten, abgespalten, außerhalb des Erfahrungsrahmens auf dieser Tagung. Vielleicht war genau dies die authentischste Vermittlung davon, wie sich Dissoziation anfühlen kann, die ich an diesen beiden Tagen erlebte. Ich war ärgerlich, gekränkt, mühte mich um Konzentration auf das, was „stattdessen“ angeboten wurde. Umsonst. Herr Streeck hatte keine Chance, und er war daran völlig schuldlos. Das war eigentlich hochspannend: Es war die Stunde der Inszenierung, der Szene.

Leider haben unsere Erfahrungen und viele Diskussionen mit (angeblichen) Multis gezeigt, dass ein "erwachsener" Umgang miteinander bei leider sehr sehr vielen, die diese Diagnose für sich annehmen, nicht möglich ist.

Ganz besonders im bzw. wegen dem Chat kam es immer wieder zu Diskussionen, weil etliche User dort nur

noch in "Kindersprache" schrieben, was natürlich tiefergehende Unterhaltungen massiv stört bzw. unterbindet. Auch, aber nicht nur, weil viele der Themen in einem Chat wie unserem nun mal ganz eindeutig nichts für "Kinderaugen" sind!

Wenn wir dann die (Pseudo-)Multis darum baten, ihre Innenpersonen aus dem Chat heraus zu lassen, wurde uns immer wieder erklärt, sie hätten nun mal keinerlei Kontrolle darüber, wann sie "switchen" (ein Wechsel zu einer anderen Innenperson). Nun, das mag sein, ich kenne mich mit dieser Erkrankung nicht gut genug aus, um das abschließend beurteilen zu können. Aber wenn Multis tatsächlich keinerlei Kontrolle über Switche haben, bete ich darum, niemals in einen Bus mit einem mutiplen Busfahrer oder ein Flugzeug mit einem multiplen Piloten zu geraten!

www.selbsthilfe-missbrauch.de

Elektra und die Introjekte...

... könnte eine bisher noch wenig bekannte New-Wave-Band mit weiblicher Sängerin heißen. Tatsächlich aber geht es um Assoziationen, die die Tagung mir eingeprägt hat, und die eine (meine) unscharfe Antwort auf die mehrfach wiederholte Frage darstellen, was das denn nun eigentlich alles zu bedeuten habe mit dieser Tagung, den Vorträgen, der Dissoziation und so weiter.

Assoziationen: Anna O., die Patientin des Freud-Freundes Breuer, leidet zunächst unter Trauma-Folgen. Es ist nicht so ganz klar, was für eine Traumatisierung zugrunde liegt, aber ihr späterer vehementer Einsatz gegen sexuelle Traumatisierung von Mädchen lässt Phantasien darüber zu. Nach der Behandlung bei Breuer stabilisiert sie sich, gründet den „Israelitischen Mädchenclub“ und wird zur kämpferischen Frauenrechtlerin. Sie stirbt 1936 nach gewalttätigen Gestapo-Verhören. Ihr Name: Berta von Papenheim.

Elektra ist Tochter von Agamemnon und Klytemnästra. Agamemnon opfert im Verlauf seiner Trojanischen Abenteuer die Tochter Iphigenie (was heißt das psychodynamisch – er opfert sie? Wie soll man das verstehen, dass ein Vater seine Tochter „opfert“?). Klytemnästra hat sich mittlerweile mit Ägisthes zusammengetan. Mit ihm zusammen erschlägt sie aus Rache für den Tod Iphigenies den heimkehrenden Agamemnon, Orest (Bruder Elektras und Iphigenies) soll das Schicksal seines Vaters teilen, wird aber heimlich gerettet und „nur“ zu fremden Verwandten „verbannt“. Er kehrt Jahre später in die Heimatstadt zurück, gibt sich Elektra zu erkennen und führt den von ihr immer wieder in der Phantasie durchgespielten Doppelmord an Klytemnästra und Ägisthes durch. J.P. Sartre beschreibt die Wiederbegegnung von Elektra und Orest sowie den Mord an der Elterngeneration in seinem Schauspiel „Die Fliegen“. Darin wird das Verhältnis von Phantasie, Vorstellung und Handlung zum Problem. Elektra klagt:

"Ich habe dieses Verbrechen geträumt. Du aber, du hast es begangen. Dieb!", schimpft sie. "Ich besaß fast nichts für mich allein als ein wenig Ruhe und einige Träume. Du hast mir alles genommen, du hast eine Arme bestohlen."

Was in der griechischen Tragödie zu konkreter Handlung wird, ist in der (post)modernen Person mit ihren dissoziativen Anteilen ein Wirrwarr von Körper, Selbst und Abspaltungen. Insofern handelt die griechische Mythologie vielleicht von so etwas wie „multiplen Persönlichkeiten“, oder von nur einem einzigen „Multiplen“ – die ganzen Götter, die Helden, die Menschen – alles „einer“?. Keiner von uns ist Ödipus, aber eine ödipale Seite gehört zu einer wichtigen Phase unserer Entwicklung und zu unserer historisch gewachsenen Person. Jede innere Seite aus Biografie, Selbst und Störung war eine eigene Person (in der Mythologie) oder wird zu einer eigenen Person. Die dissoziativ gestörte Person wird an sich selbst lieber zum Täter als ein Opfer zu bleiben (Hirsch), aber welche der beteiligten Personen (=Selbst-Anteile) zum Handelnden wird, unterliegt oftmals überraschenden Wendungen.

Die griechische Mythologie hat zum Glück ihre Götter. Die können noch was retten, wenn alles schief zu gehen droht, und Iphigenie ist gar nicht wirklich tot, als Agamemnon sie opfert, sondern die anfänglich beleidigte Göttin Artemis hat sich erbarmt und sie als Priesterin nach Aulis geholt. Statt ihrer hat sie eine

Hirschkuh auf den Opferaltar Agamemnons „gezaubert“.

Wir haben heute allenfalls noch einen Gott. Er sitzt im Himmel und ist ein Mann mit Bart. So hat ihn Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle an die Decke gemalt. Der Individual-Gott von heute wird von den einen als Begründung für ihre Engstirnigkeit und Selbstsucht missbraucht (Evangelikale, Wiedertäufer, George W. Bush), andere setzen sich selbst an seine Stelle und sind ohne Glauben und ohne soziales und ethisches Gewissen nur sich selbst verantwortlich. Das kann auch furchtbar enden.

In dieser Hoch-Zeit des Individuums wiederholt das geschundene Kind die ganze griechische Mythologie in sich, mit dem Chor der Tragödie und vielen Hauptpersonen. Da kommentieren Stimmen, drohen und verurteilen, werden Blutopfer gebracht und archaische Rituale zelebriert. Und wenn eine die individualistische Zersplitterung aufheben kann wie Berta von Papenheim, dann wird sie ermordet von den Schergen archaischer Aggression gegen die Menschlichkeit.

Zu diesen Maximalausprägungen der Dissoziation, den „Multiplen“, habe ich ein Buch gelesen, nach der Tagung, und dabei oft an die hier skizzierten Überlegungen denken müssen. Ich wollte das aus diesem Tagungsbericht heraushalten, weil es ja um die Tagung geht und nicht um meine Privatlektüre. Ich schaffe es an dieser Stelle nicht. Der Leser sei um Nachsicht gebeten.

Das Buch heißt „Ich und die anderen“ und ist von Matt Ruff. Dieser etwas abgedrehte amerikanische Autor hat schon merkwürdige Romane über gefährliche Hai-Mutationen in der New Yorker Kanalisation oder einige Hunde auf der Suche nach ihrem Gott geschrieben, aber jetzt wollte er richtig etwas mitteilen. Und dafür hat er einen Roman geschrieben, dessen Hauptpersonen zwei multiple Persönlichkeiten sind.

Ich habe in meinem Berufsleben noch keine multiplen Persönlichkeiten erlebt, und ich habe mich bisher strikt geweigert, an deren Vorhandensein zu glauben. Nach der Lektüre dieses Buches (und nach der Tagung?) denke ich da anders. Es handelt sich um eine ganz normale Geschichte über Seelenmord an kleinen Kindern, über deren psychische Regulationsversuche und wie sie als Erwachsene feststellen, aus wie vielen jeder von ihnen besteht. Dissoziation pur, von einem Autoren beschrieben, der sich selbst eher als obsessiv ansieht und kein Psycho-Profi ist.

Das Ganze gekleidet in eine Krimihandlung, die manchmal ein bisschen schleppend vorangeht (das Buch ist etwas adipös), aber dann ein rasantes Tempo erreicht und atemberaubend endet. Wenn ich dieses Buch vor der Tagung gelesen hätte, wäre mir manche Frage erspart geblieben. Manches verstehe ich besser, wenn es mir ein Nicht-Fachmann erklärt. Menschen brauchen Menschen, das ist die Quintessenz des Buches, und neu ist das nun wirklich nicht. Umso schlimmer, dass es immer wieder in Vergessenheit gerät oder wegen der damit verbundenen Unbequemlichkeiten vernachlässigt wird. Wenn Kinder die Welt nur als bedrohlich, zerstörend und gewalttätig erleben, wehren sie sich, oder sie gehen kaputt. Dissoziation ist die Antwort des geschundenen Kindes auf unerträgliche Welten, und wer psychiatrisch oder psychotherapeutisch arbeitet, ist mit der Unerträglichkeit konfrontiert. Darin besteht die Konfrontationsstrategie: sich als Therapeut oder Krankenschwester oder Mensch damit auseinanderzusetzen, was Menschen sich gegenseitig antun und wie sie darunter leiden. Nicht den geschundenen Menschen konfrontieren, sondern sich selbst. Das ist das schwerste.

Ob es multiple Persönlichkeiten gibt oder nicht, möchte ich immer noch nicht entscheiden. Ob es in ihnen so aussieht, wie es sich Matt Ruff vorstellt, weiß ich nicht. Aber es gehört zu den stärksten Szenen des Buches, wenn die Protagonisten das Wagnis eingehen, die beteiligten Personen in den Höhlen ihres Inneren kennen zu lernen. Da warten furchtbare Angriffe und Schrecknisse, und es ist immer und in jedem Fall zu respektieren, wenn einer umkehrt und diese Höhlen verlässt, ohne sie erkundet zu haben. Den Menschen gehört auch dann unsere Solidarität, wenn sie sich dagegen entscheiden, die Ursachen ihres Leidens zu ergründen. Den Satz habe ich eben geschrieben, ihn gelesen und darüber nachgedacht und nicht sicher klären können, ob ich das selber einlösen kann. Man muss ja auch noch Ziele überbehalten. Die Tagung ist vorbei. Das Leben geht weiter.

Gespaltene Persönlichkeit wird von 'eigenen' Gehirnen gesteuert

Experten aus den Niederlanden zeigen in der 'Nature' auf, dass bei Menschen, die an multiplen Persönlichkeiten leiden, die Nervenzellen des Gehirns unterschiedliche Verknüpfungen aufweisen. Sie fassen dies mit dem Begriff 'eigenes Gehirn' zusammen.

Die Ursache für diese Krankheit liegt oft in traumatischen Geschehen, die mittels der 'neuen' Persönlichkeit bewältigt werden - der 'zweite Mensch' sieht das Erlebnis mit Distanz. Dies ist auch in der Struktur des Gehirns nachweisbar.

Die Gehirne von Erkrankten wiesen unterschiedliche Aktivitäten aus, als diese mit ihren Erfahrungen konfrontiert wurden. Die eigentliche Persönlichkeit reagierte emotional, die 'zweite' Gehirnstruktur zeigte Abstand durch Aktivität anderer Regionen.

Quelle: www.rp-online.de

Neue Fachgruppe: „Ambulante Psychiatrie“

(oder
„Komplementärer
Bereich“
oder
„Gemeindepsychiatrie“
oder...)

Vor einiger Zeit haben mehrere Mitglieder der NAPP aus Einrichtungen und Diensten der gemeindepsychiatrischen Versorgung den Wunsch geäußert, in einem Fachausschuss der NAPP zusammen zu arbeiten. Der Vorstand hat dieses Vorhaben begrüßt und auf der Mitgliederversammlung 2004 in Lüneburg wurde die Einrichtung beschlossen. Den nebenstehenden Text sendete uns Torsten Scheller, einer der Initiatoren des Fachausschusses:

Psychodynamische Sicht und Haltung in die ambulante Betreuung einzubeziehen und nutzbar zu machen, das ist das zentrale Anliegen dieser Fachgruppe.

Berufsübergreifend versteht sie sich als Forum für alle, die in Beratungsstellen, Heimen, Begegnungsstätten und Betreuten Einzelwohnen usw. arbeiten.

Hier geht es darum, Halt zu geben, Beziehungsarbeit zu leisten, und wer in diesem Berufsfeld arbeitet, kann von analytischem Denken nicht nur in der Supervision profitieren. Alle therapeutischen Mitarbeiter können ihre Arbeit, gerade mit ihren alltäglichen Inszenierungen, aus einer psychodynamischen Haltung hinterfragen.

Das besondere Merkmal dieser Einrichtungen ist eine oft langjährige Beziehungsarbeit in einem nicht-psychotherapeutischen Setting.

Der gültige Rahmen ist relativ offen in Bezug auf Inhalt, Ort, Zeit und Ziel. Er wird in Frage gestellt; sowohl von innen durch die Dynamik der Beziehung, wechselnde Lebensfeldbezüge etc. wie auch von außen, insbesondere durch vielerorts knapper werdende Budgets. Hier Haltung zu finden, um Halt geben zu können, ist alltägliche Aufgabe.

Viele Klienten, die lange in den Kliniken versorgt wurden, sind jetzt im außerklinischen Bereich angekommen. Es sind oftmals Menschen mit hohem Hilfebedarf, die auch von ihrer Dynamik und/oder Chronizität hohe Anforderungen an das know how des Hilfesystems stellen. Hier wird mehr psychodynamisches Denken gebraucht. Wir, die Initiatoren der neuen Fachgruppe, sehen dieses Anliegen der NAPP noch besser aufgehoben, wenn wir selber aktiv werden. Wie oft wir uns treffen steht noch nicht fest, vielleicht alle 9 Wochen.

Wer Interesse an diesem Fachausschuss hat, kann sich melden bei:

Sarah Heitmann
Schulweg 2
21 365 Adendorf
SarahMoormann@aol.com

Protokoll der NAPP- Mitgliederversammlung am 5.11.2004 (NLKH Lüneburg)

Anwesend: 25 Mitglieder

Tagesordnung:

- 1.) Begrüßung, Beschlussfähigkeit
- 2.) Protokoll der letzten Versammlung
- 3.) Bericht des Vorstandes
 - 3.a. Allgemeine Vorstandsarbeit
 - 3.b. Schatzmeister
- 4.) Fachausschüsse
 - 4.a. Berichte aus den Fachausschüssen
 - 4.b. Einrichtung eines neuen Fachausschusses
- 5.) Verschiedenes

1.) Begrüßung, Beschlussfähigkeit

Der Erste Vorsitzende W. Trautvetter begrüßt die anwesenden Mitglieder und stellt fest, dass die Einladung schriftlich erfolgte. Gegen die so fest-gestellte Beschlussfähigkeit ergeht kein Einwand.

2.) Protokoll der letzten Versammlung

Das Protokoll der Mitgliederversammlung vom 31.10.2003 wird ohne Veränderungen genehmigt. Das Protokoll dieser Versammlung wird im Mitgliederrundbrief veröffentlicht werden.

3.) Bericht des Vorstandes

3.a. Allgemeine Vorstandsarbeit

- W. Trautvetter berichtet über die erfolgreiche eingeführte Arbeit der Geschäftsstelle und dankt Frau Kirchhoff-Walter für die zuverlässige Abwicklung der Verwaltung.

- Die angestrebte Zusammenarbeit mit der Kinder- und Jugendpsychiatrie konnte bisher nicht etabliert werden.

- Eine erste Vortragsveranstaltung mit I. Engelmann als Referent wurde in Buchholz durchgeführt, weitere Abendveranstaltungen sollen folgen.

- Mitgliederbefragung: die Auswertung erweist sich als weitaus arbeitsaufwändiger als angenommen. Zum Jahreswechsel wird sie nun voraussichtlich abgeschlossen. Ziel ist es, mit den Ergebnissen zu einer effektiveren Nutzung der Ressourcen im Kreis der NAPP-Mitglieder zu kommen. Die Auswertung

ermöglicht neue Gespräche darüber, wie die Altersstruktur der NAPP zu bewerten ist und ob bzw. wo es eine „neue Generation“ von NAPP-Mitgliedern gibt.

- Tagungsorte: die Arbeitstagung findet traditionell in Lüneburg statt, es gibt kaum Gründe, daran etwas zu verändern. Allerdings könnte die Option für andere Tagungsorte für den Fall wichtig werden, dass die interne Unterstützung personell nicht mehr in dem Maße möglich ist wie bisher durch G. Lurz, S. Stierl, Frau Überlein und andere. Ihnen gilt der besondere Dank für die erneut vorbildlich geleistete Organisation.

Die interne NAPP-Tagung wird, wenn es wirtschaftlich sinnvoll ist, an anderem Ort stattfinden als bisher, obwohl vieles für eine Fortsetzung der in drei Tagungen entstandenen Bindung an Timmen-dorf und die Ostsee spricht.

- Vorstandsmitglieder: I. Engelmann erklärt, dass er aus einer Mischung von privaten und beruflichen Gründen sein Amt im Geschäftsführenden Vorstand nach achteinhalb Jahren zur Verfügung stellt. Ihm wird für die geleistete Arbeit gedankt, eine Fortsetzung seiner Redaktionstätigkeit für den Mitgliederrundbrief wird begrüßt. Eine Nachwahl wird im Rahmen einer außerordentlichen Mitgliederversammlung im Frühjahr 2005 durchgeführt werden. Interessierte Mitglieder werden gebeten, sich zur Wahl zu stellen.

3.b. Schatzmeister

R. Sefke stellt die Entwicklung der finanziellen Situation des Vereins dar. Nach einem Engpass stabilisiert sich die finanzielle Verfassung des Vereins. Nach dem Start ins Jahr 2003 mit einem Guthaben von 9.500 € beginnt das Jahr 2004 mit einem Guthaben von 7.113 €, das bedeutet eine leichte Unterschreitung der Summe, die als Rücklage erforderlich ist, um die finanziellen Risiken der Tagungen abfangen zu können. Die Kassenprüfer Herr Bernatzki und Frau Kinkelbur nehmen die Prüfung der Belege vor. Auf **Antrag** von R. Heltzel wird der Vorstand für das zurückliegende Jahr entlastet (**einstimmig**).

4. Fachausschüsse

4.a. Berichte

- Für den Fachausschuss Pflege berichtet T. Dinsat, dass es nach wie vor ca. 2 mal im Jahr ein Wochenendtreffen gibt (das nächste am 27.11.04 in Neustadt). Die Mitglieder des Fachausschusses kommen aus Lüneburg, Bremen und Neustadt. Eine breitere Beteiligung würde ermöglicht, wenn mit

Referenten der Charakter der Fortbildung betont würde und es dann auch möglicherweise zu Dienstbefreiung für die Teilnahme kommt.

- B. Dehm-Gauwerky berichtet von dem Strukturwandel des Fachausschusses Musiktherapie. Nach Aufhebung der Unterteilung in zwei Gruppen gibt es künftig alle Vierteljahr ein Treffen der Mitglieder, auf dem fachliche Themen wie „Verwendung vorgefertigter musikalischer Materials in der Musiktherapie“ diskutiert werden. Das nächste Treffen ist am 22.11.04

- R. Barthel-Rösing berichtet von der gruppentherapeutischen Weiterbildung, die im 5. Jahr arbeitet und sich als erfolgreiches Projekt erwiesen hat. Der zeitliche Aufwand (vierzehntägig Freitagabend in Bremen) schreckt zwar etwas ab, aber für 2005 gibt es bereits Anmeldungen weiterer Teilnehmer. Die Ärztekammer Bremen hat die Weiterbildung mit Punkten anerkannt. Aus der Mitgliedschaft stellt sich die Frage, ob das Projekt nicht inzwischen von einer „Einführung“ zu einer „Ausbildung“ gewachsen ist.

- Fachausschuss Ergotherapie: B. von der Ohe berichtet, dass der Fachkreis mit zehn Mitgliedern seine Grenze erreicht hat und geplant ist, eine zweite Gruppe einzurichten. Der bestehende Kreis trifft sich ca. alle 10 Wochen zum Kennenlernen und zur Diskussion fachspezifischer Themen. Die Berufsgruppe der Ergotherapeuten ist in der NAPP aktiver und profilierter denn je.

- Vom FA Tagungen berichtet J. Wendt, dass die Arbeitstreffen wie in den vorangegangenen Jahren bis wenige Monate vor der Tagung in vierzehn-tägiger Folge stattfinden. H. Chun-Juelich und D. Juelich haben sich aus dem Ausschuss zurück-gezogen, was sehr bedauert wird. Ihre aktive Mitarbeit hat die Tagungsvorbereitung entscheidend mitgeprägt und kann nicht einfach ersetzt werden. Hier wird eine neue Phase des Fachausschusses entstehen müssen. Die Hoffnung wird ausgedrückt, dass künftig auf die wichtige Mitarbeit der beiden Gründungsmitglieder wieder zurück-griffen werden kann.

- G. Lurz berichtet, dass der Fachausschuss „Stationäre Psychotherapie von Psychosen“ über die Gründungsphase mit ca. 6 Treffen nicht hinausgekommen ist. Seit einem Jahr gibt es keine Aktivitäten mehr. Bevor aber das Ende dieses Projektes beschlossen wird, wird zu überlegen sein, ob der Arbeitsbereich wieder belebt werden kann.

- Im Gegensatz dazu arbeitet der Fachausschuss „Ambulante Therapie von Psychosen“ seit acht Jahren stabil und kontinuierlich. Eine zweite Gruppe entsteht gerade. Neben den monatlichen Sitzungen gibt es ein eintägiges Treffen im Jahr. Theoretische Grundlegung kommt mehr in den Blick neben der Fallarbeit.

- Aktivitäten des Fachausschusses Forschung können derzeit aktuell nicht berichtet werden.

4.b. Einrichtung eines neuen Fachausschusses

S. Heitmann aus dem Wohnheim der Loewe-Stiftung Lüneburg und T. Scheller aus dem Betreuten Wohnen in Hamburg-Altona stellen ihr Vorhaben vor, mit Mitarbeitern aus Diensten und Einrichtungen außerhalb der Klinik (Betreutes Wohnen, Wohnheim, PSK, Werkstatt...) einen Fachausschuss ins Leben zu rufen. Dieser Plan wird von den Mitgliedern nachhaltig begrüßt. Der Name wird diskutiert, weil „komplementär“ zu defensiv klingt angesichts des Gewichtes, den dieser Bereich in den letzten Jahrzehnten gewonnen hat. Ob der Fachausschuss „Außerklinisch“, „Gemeinde-psychiatrisch“, „Basis...“ oder anders heißen soll, wird er selbst befinden. Die Mitglieder des Fachausschusses werden aufgefordert, aus ihren Reihen einen Vertreter für den Erweiterten Vorstand der NAPP zu benennen. Anfragen gehen an Frau Heitmann oder Herrn Scheller (Nussknacker e.V.).

Antrag: Die NAPP richtet einen Fachausschuss ein, der sich aus Mitarbeitern außerklinischer gemeindepsychiatrischer Dienste und Einrichtungen zusammensetzt. **(Einstimmig)**

5.) Verschiedenes

Der Punkt „Satzungsänderung“ mit dem Ziel, Gruppenanalyse in der Satzung zu verankern, wird dem Vorstand weiter zur Bearbeitung übergeben.

Die nächste **ordentliche Mitgliederversammlung** wird (in Timmendorf?) am **4.11.2005** am Beginn der internen NAPP-Tagung stattfinden. Eine Einladung ergeht rechtzeitig. Eine **außerordentliche Mitgliederversammlung** wird im Frühjahr 2005 durchgeführt.

Buchholz, 27.11.2004
Gez. I. Engelmann

(T)Räume und Übergänge

Symposium der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie im Bethesda AK Bergedorf am 5.2.2005

Anlässlich des 60. Geburtstages von Chefarzt Dr.med. Th. Piegler veranstaltete die Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie ein wissenschaftliches Symposium zu aktuellen Themen der psychodynamischen Psychiatrie. Ungefähr 150 Gäste verfolgten das abwechslungsreiche Programm mit persönlichen Anmerkungen, wissenschaftlichen Vorträgen und einem musikalischen Beitrag besonderer Art. Im Zollenspieker Fährhaus bot der Saal mit seinen Ornamenten aus Vierländer Jugendstil den geeigneten Rahmen, zumal die Sonne die Elbe bestrahlte und auch in den Saal hinein leuchtete.

Einleitend begrüßte Frau von Borstel als Geschäftsführerin die Anwesenden und hob die Verdienste von Dr. Piegler beim Aufbau der Abteilung wie auch im Prozess der Fusion beider Bergedorfer Krankenhäuser zur modernen Bethesda Allgemeines Krankenhaus gGmbH erworben hat. Die Abteilungsmitarbeiter Happach und Engemann skizzierten, unterstützt von einem Dutzend Photos aus fast vier Jahrzehnten, den beruflichen Werdegang des Chefarztes. Die klinischen Tätigkeiten standen dabei im Mittelpunkt, sind aber flankiert von dem umfangreichen Engagement des Chefarztes in Verbänden und Vereinen zur Aus- und Weiterbildung sowie zu spezifischen Versorgungsangeboten in der Gemeindepsychiatrie und Psychotherapie. Im Krankenhaus bewährte sich Herr Piegler als Spezialist in Sachen Aufbau: schon in seiner Funktion als Ltd. Oberarzt war er am Elisabethen-Stift in Darmstadt beteiligt daran, eine Psychiatrische Abteilung mit enger Vernetzung in die Stadtgemeinde zu gestalten. Dann kam der Aufbau am AK Bergedorf, dazwischengeschoben ein halbes Jahr kommissarischer Aufbau-Leiter der Psychiatrischen Abteilung des AK Harburg. Aber nicht nur der Aufbau bestimmt sein Werk, sondern

vor allem die zielgerichtete Verwirklichung einer psychodynamischen Grundhaltung in der teamorientierten psychiatrischen Therapie.

Die Vortragenden waren mit Herrn Piegler als Mitstreiter und Mitarbeiter unterschiedlich lang verbunden – Eberhard Haas im Elisabethen-Stift, Thomas Bolm und Susanne Metzner durch jeweils ungefähr zehnjährige Mitarbeit im AK Bergedorf, Michael Dümpelmann und Michael Kloepper in Ausbildungszusammenhängen.

Die Bandbreite der Themen war weit gestreut. Es begann mit theoretischer Beschäftigung und Kasuistik zum Thema „Trauer, Melancholie und Endogenität“. Haas untersuchte den Trauerprozess, der die Fähigkeit zur Spaltung voraussetzt, im Vergleich mit der entwicklungspsychologisch früher angelegten Melancholie, die in der Turbulenz einer umfassenden Ambivalenz stecken bleibt. Im Fall einer bedürftig-depressiv strukturierten Mutter kann das dazu führen, dass eine „endogen“ anmutende Leere im erwachsenen Patienten vorzufinden ist, die in psychiatrischen Arbeitsfeldern häufiger auftritt als reife Trauer. Er illustrierte das an einem eindrucksvollen Fallbeispiel aus seiner psychoanalytischen Praxis.

Thomas Bolm berichtete aus seinen Erfahrungen als Ltd. Oberarzt der Klinik Christophsbad in Göppingen vom Wechselverhältnis zwischen Gruppen in der Therapie und in der Institution. Patienten bilden ebenso Gruppen wie Mitarbeiter und Hierarchien im Krankenhaus, und die Interaktion der Rahmenbedingungen wie die der intrapsychischen Dynamik rückte Bolm in den Blick. Er erweiterte seinen praxisbezogenen Bericht um philosophische Dimensionen von Hannah Arendt zu den Kategorien „Pluralität“ (Verschiedenheit, Unterschiede, Eigenheit) und „Öffentlichkeit“ (Sichtbarkeit vs. Intimität).

Eine Bergedorfer Tradition setzte Michael Dümpelmann fort: schon vor mehreren Jahren hatte er hier über den Zusammenhang von Trauma und Psychose in einem wissenschaftlichen Vortrag gesprochen. Jetzt konnte er eine Bilanz der wissenschaftlichen Forschung zu diesem Thema vorlegen. Ein erheblicher, wenn nicht der größte Teil der psychotischen Erkrankungen ist auf erlebte Traumata zurückzuführen, und auch für bipolare affektive Psychosen deuten sich ähnliche Ergebnisse an. Was für Persönlichkeitsstörungen und psychoneurotische Entwicklungen schon lange anerkannt ist, gilt auch für die schwersten psychischen Störungen, die in der Psychiatrie einen zentralen Stellenwert haben: sie sind nicht vorwiegend auf eine angeborene Verletzlichkeit zurückzuführen, sondern diese Verletzlichkeit steht in einem unlösbaren Wechselverhältnis mit den Erfahrungen und biografischen Abläufen. Förderliche Erfahrungen in der frühen Kindheit mindern Verletzlichkeit (und umgekehrt). Die psychotherapeutische Dimension der psychiatrischen Behandlung erhält dadurch eine immer essenziellere Bedeutung.

Aus der psychiatrisch-musiktherapeutischen Werkstatt berichtete Susanne Metzner. Als

Professorin in der musiktherapeutischen Ausbildung untersucht sie theoretische Modelle künstlerischen Spiels und der Verständigung, wie sie beispielsweise im Konzept der Mimesis angelegt sind: dieser kulturwissenschaftliche Begriff beschreibt Vorgänge der Passung von geistig-seelischen Prozessen und Umwelt, „Vor-Ahmung“ als eine spezifischen Form der Angleichung oder des Anschmiegens. Diese theoretischen Überlegungen exemplifizierte sie mit einer Einzelmusiktherapie über neun Sitzungen, die sie mit einer chronisch psychotischen Patientin durchgeführt hatte. Die Bewegungen auf dem gemeinsam vierhändig genutzten Klavier führten zu einem beeindruckenden Erlebnis von Passung inmitten einer unverständlich-psychotischen Welt.

Michael Kloepper entwarf neue theoretische Vorstellungen über die frühen Entwicklungsstufen mit Hilfe des Mentalisierungskonzeptes von Fonagy und Kollegen. Präzise und in aller Komplexität detailliert erläuterte er unterschiedliche therapeutische Problemlagen: zwei ängstliche Analyse-Patientinnen wiesen sehr unterschiedliche entwicklungspsychologische Hintergründe ihrer Angst und damit auch sehr unterschiedliche Möglichkeiten im Umgang damit auf. Je nachdem, wie die primären Affekte des Säuglings angemessen gespiegelt werden können und ihm Lernfortschritte ermöglichen oder durch die persönlichen Grenzen des primären Objekts verzerrt und „kolonisiert“ werden, kann später mit diesen Affekten umgegangen werden.

Einen ganz besonderen Beitrag lieferte Gitta Strehlow, Musiktherapeutin der Klinik, mit ihren indonesischen Musikerinnen und Musikern des Gamelan-Orchester „Margi Budoyo“. Allein das farbenfrohe und durch die milden Bronze-Töne der Gongs und Stäbe bestimmte Bild auf der Bühne des Jugendstil-Saals im Zollenspieker Fährhaus war beeindruckend. Die javanische Musik in ihrer zirkulär-schwebenden und repetitiven Art befremdet den unkundigen Hörer, zieht ihn aber auch in den Bann eines strömenden Tempos und Tempowechsels, klingender Wolken und wehender Klangschleier. Der andere Umgang mit Harmonie und Rhythmus faszinierte und verunsicherte gleichzeitig, nicht zuletzt wegen der Unzugänglichkeit für unsere westliche Rationalität. Der Beifall bewies, dass auch westliches Publikum von dieser Musik offensichtlich auf einer anderen Ebene erreicht und begeistert wurde.

Die Vielfalt der Themen und Personen spiegelte wieder, wie Herr Piegler in seiner beruflichen Arbeit Unterschiede und Neugier gefördert hat und weiter fördert. Insofern war der bunte Tag ein gelungenes Abbild der von ihm vertretenen psychiatrischen Arbeit.

-ie

Wo es ein Anderes gibt, da ist Furcht

**Psychodynamische und kulturelle Aspekte
von Migration und Fremdheit**

Von Ingo Engelmann

Fremd ist der Fremde nur in der Fremde – sagt der Kabarettist Karl Valentin. Aber der Fremde ist auch ein Gast, wie viele Wortverbindungen zeigen: Fremdenverkehr, Fremdenheim. In unserem Sprachgebrauch meint „fremd“ aber eher etwas Abgewertetes, wenig Erfreuliches. Wie wird Fremdes befremdlich, wie geschieht Entfremdung? Damit befassen sich Wissenschaftler und Psychotherapeuten schon lange. „Fremdheit umschreibt jene Gefühlsqualität, die entsteht, wenn das Unbekannte in uns Verunsicherung und Beunruhigung auslöst“ (so die im italienischen Grenzgebiet zu Slowenien praktizierende deutsche Psychotherapeutin Cogoy 2001). Fremdheit muß also nicht grundsätzlich und aus sich heraus ein Problem sein. Das gilt für jeden von uns, der Fremdheit erlebt und als Kennzeichen von Unterschiedlichkeit, also als Identifikationshilfe nutzt. Das gilt auch für die fremd nach Deutschland kommenden Migranten: der größte Teil von ihnen bewältigt die schwierige Situation im neuen Land angemessen und kommt im Verlauf des Ankommens zunehmend gut mit der neuen Lebenssituation zurecht. In der Psychiatrie und als Psychotherapeuten hingegen begegnen wir jenen Migranten, die die Umstellung nicht oder nicht gut bewältigen. Dann stellen sich Fragen nach den Hintergründen: den persönlichen, die auch schon vor der Migration bestanden, den gesellschaftlichen im Herkunftsland wie auch in Deutschland. Es interessieren wiederum die Unterschiede: wer kann was bewältigen (denn das, was gleich ist oder ähnlich macht weniger Probleme)?

Eine besondere Rolle in der Begegnung mit Fremden spielen die Nuancen der Übertragungs- und Gegenübertragungspro-

zesse. Übertragung und Gegenübertragung kenne ich aus dem Umgang mit deutschen Patienten, in der Begegnung mit Fremdheit gibt es einige Besonderheiten vor allem in der Gegenübertragung. Übertragung und Gegenübertragung sind sicherer zu handhaben, zu verstehen oder aufzulösen, wenn ich mit meinem Gegenüber sprechend erleben und reflektieren kann. Aber das geht in der Psychiatrie auch bei deutschsprachigen Patienten oft nicht: in ihrer Psychose oder angesichts massivster Abwehr ist eine verbale Verständigung oft nicht möglich.

An der musiktherapeutischen Behandlung einer deutschen Patientin mit einer paranoiden Psychose will ich das kurz erläutern. Sie kam Ende des letzten Jahres in unsere Klinik und wusste gar nicht, was sie da sollte. Sie bezweifelte, dass es sich um ein Krankenhaus handelt und konnte weder glauben, dass die anderen auf der Station „Patienten“ und wir vom Team „Mitarbeiter“ wären. Als ich sie einlud, mit in den Musiktherapieraum zu kommen, lächelte sie auf dem Weg dorthin wissend, es gebe ja hier gar keine Therapieräume. Deutlich war ihre Überraschung, als sich hinter der Tür des Musiktherapieraums dann doch tatsächlich eine Menge Musikinstrumente fanden – damit hatte sie nicht gerechnet. Sie hatte ihre Lebenskrise mit der Konstruktion zu bewältigen gesucht, es sei alles völlig fremd und nicht wahr, dadurch fiel ihre Fremdheit der eigenen Person gegenüber nicht mehr so ins Gewicht. In der Improvisation erlebten wir in den darauf folgenden zwölf Einzelstunden viel schmetterlingshafte Distanz und Unerreichbarkeit, dazwischen aber auch mal überraschende Nähe und Bezogenheit. Sie experimentierte mit Bezug auf mich und freute sich, als sie mich zu größerer Lautstärke provoziert hatte: „Das habe ich geschafft!“. Nach den 12 Stunden äußerte sie den Wunsch, in die Gruppenmusiktherapie zu wechseln, und entsprechend meiner Befürchtung fand sie dort zurück zu einer Pseudonormalität, in der sie selbst kaum vorkam. Sie versteckte sich klanglich in der Gruppe und trat allenfalls in barocken Flötenfloskeln, die sie von früher kannte, oder in lautstarken Pauken-Störungen in Erscheinung. Aus der totalen Fremdheit wechselte sie überwiegend in das andere Extrem der Ununterscheidbarkeit und ging in dieser störungsfreieren, aber wenig lebensfrohen Verfassung nach dreieinhalb Monaten wieder nach Hause. Die ganze Zeit über war mit der primärpersönlich differenzierten Frau, die selber therapeutische Ausbildungen absolviert hatte, im Grunde nicht wirklich zu sprechen. Diese Verständigungsschwierigkeit

mit psychotischen Menschen aus Deutschland wird im Umgang mit Patienten aus anderen Ländern nicht prinzipiell anders sein.

Über die verfügbaren Erfahrungen mit deutschen Patienten hinaus wirkt eine besondere Ebene in das Übertragungs-Gegenübertragungsweben zwischen fremdländischen Patienten und deutschen Therapeuten hinein und kann sie stören. Die Gegenübertragung des Therapeuten ist immer polar beeinflusst von der Angst-Faszinations-Schaukel, die das Fremde in uns in Bewegung setzt. Diese Schaukel ist besonders in Bewegung, wenn wir es mit ausländischen Patienten zu tun haben. Es ist hilfreich, sich nicht nur mit der Fremdheit des Anderen zu befassen, sondern sich auch mit dem eigenen Zugang zu Fremdheit und Fremdheitsangst zu beschäftigen. Bei den Gedanken dazu stütze ich mich vor allem auf den Aufsatz „Das Eigene und das Fremde“ des Ethnopsychanalytikers Mario Erdheim (1992).

Erdheim geht aus vom Vertrautesten, nämlich der Mutter, und von dem Universum des Unvertrauten drum herum. Das „Fremde ist die Nicht-Mutter“, sagt er. Die Abwesenheit der Mutter löst Angst aus, der Säugling versucht durch sein Weinen die vertraute Person anzulocken und so den vertrauten und geschützten Zustand ihrer Gegenwart wiederherzustellen: ah, da ist die Mutter ja wieder. Mit zunehmendem Alter baut sich in den folgenden Monaten eine Ambivalenzspannung auf: zur Angst vor dem Unvertrauten, Fremden, tritt die Faszination des Neuen. Diese Schaukel zwischen Angst und Faszination bleibt zeitlebens erhalten. Immer wird Neues angstbesetzt bleiben (offen bleibt allenfalls, wie stark diese Angst erlebt wird). Und immer wird Neues anziehend sein.

Allerdings bleibt diese Anziehungskraft des Neuen nicht ungetrübt. In Beziehungen zu anderen Menschen als der Mutter, die also zunächst ein mehr oder weniger großes Potenzial an Fremdheit aufweisen, eröffnen sich auch Chancen mit großer Reichweite. Die vertrauten Personen sind nämlich auch nicht nur nett, geliebt, schützend und gut. Sie können ärgerlich sein, ungerecht, blöd und schlechtgelaunt. Diese Flecken auf dem Bild der vertrauten Person werden gern verschoben in die Repräsentanz, das innere Bild anderer, weniger wichtiger Menschen, Fremder also. Cogoy (2001) beschäftigt sich mit der frühen, fast primärprozeßhaft anmutenden Ambiguität über die Ambivalenz zu einer integrierten, reifen Persönlichkeit und stellt fest: „Der Übergang von der frühen Ambiguität zu differenzierteren Positionen ist

an die wachsende Fähigkeit gebunden, Innen von Außen zu unterscheiden, wobei zunächst die Tendenz vorherrscht, so Freud, „alles, was Quelle von Unlust werden kann, vom Ich abzusondern, es nach außen zu werfen, ein reines Lust-Ich zu bilden, dem ein fremdes, drohendes Draußen gegenübersteht (1930)“. Erdheim schildert mögliche Folgen: „So vermag sich die Fremdenrepräsentanz zu einer Art Monsterkabinett des verpönten Eigenen zu entwickeln. Der Gewinn ist beachtlich, denn das Eigene wird zum Guten und das Fremde zum Bösen“. Diese Aufspaltung hat fatale Konsequenzen, weil sie dazu führen kann, das Böse ständig im anderen zu bekämpfen – aber damit erreicht man nie sein Ziel, wenn das Böse eine Abspaltung der eigenen Person ist. Da bedürfte es schon der Auseinandersetzung mit dem eigenen Bösen. Auf einer allgemeineren Ebene weist Erdheim noch darauf hin, dass diese Abwehr außerdem auch die Entwicklung der Kultur behindert, die nach Erdheim das ist, „was in der Auseinandersetzung mit dem Fremden entsteht, sie stellt das Produkt der Veränderung des Eigenen durch die Aufnahme des Fremden dar“. Der Ethnologe Clifford Geertz meint zudem, dass wir "nur im Umgang mit der fremden Kultur mehr Klarheit über uns selbst gewinnen". Und unsere Kultur ist für jeden Einzelnen und sein Werden wichtig. . Beim Kleinkind kann der Vater und das durch ihn vervollständigte frühe Beziehungsdreieck die Rettung vor dem Verschlingen durch die symbiotisch überwichtige Mutter bedeuten. Die Kultur kann dann später die Rettung vor der übermächtig vereinnahmenden, über-wertigen Familie bedeuten, wenn der junge Mensch in der Pubertät einen eigenen Weg in die Welt sucht. Kultur ist dabei alles, was außerhalb der Familie steht. Hier wird das Fremde überlebenswichtig. Es gibt also (kurz zusammengefasst) zwei wichtige Funktionen von Fremdheit: die allgegenwärtige Angst-Faszinations-Schaukel in Bewegung zu halten – und die Weiterentwicklung von Kultur durch Auseinandersetzung mit dem Fremden. Außerdem kann ich das Fremde als Behälter benutzen für alles, was ich projektiv aus meinem eigenen Bewussten und Unbewussten entsorgen möchte. Es gilt zwei unterschiedliche Felder von „Fremdheit“ in der Begegnung zu unterscheiden: da ist zum einen die Fremdheit, die der Mensch aus einem anderen Land und einer anderen Kultur in Deutschland erlebt, wo er die Sprache nur mehr oder weniger gut benutzen kann, aber nicht mit der „zu Hause“ üblichen Selbstverständlichkeit seiner Muttersprache. Darin enthalten sind neben „objektiv“ fremden Sachverhalten auch seine Projektionen. Da ist zum anderen das Fremdheitsgefühl, das mein

Gegenüber in mir auslöst, und das sich aus meinen mehr oder weniger bekannten Ängsten speist und Zusammenhänge zu meiner Lebenssituation, meiner Biografie und der hiesigen gesellschaftlichen Situation aufweist. Darin stecken auch meine Projektionen. Dieser Seite der Fremdheit hat sich die Psychoanalyse seit ihrer Entstehung immer explizit oder implizit zugewendet. Die französische Psychoanalytikerin Kristeva weist darauf hin, dass allein schon der Begriff des Unbewussten das Fremde in die Psyche einbindet.

„Das Fremde wird weder als heimlicher *Volksgeist* verherrlicht noch als störend aus der rationalistischen Urbanität verbannt. Als Unheimliches ist das Fremde in uns selbst: Wir sind unsere eigenen Fremden – wir sind gespalten.“ Fremdheit begreift Kristeva als mein „Unbehagen an dem anderen“, das immer auch verknüpft ist mit eigenen Wegen und Irrwegen. Freud wies schon 1919 in seinem Aufsatz „Das Unheimliche“ darauf hin, dass Fremdes nicht allein dadurch erschreckend wird, dass es neu und unbekannt ist. Das kann auch spannend oder Neugier erweckend wirken. Das Unheimliche ist ungezähmt (wie beispielsweise das von Freud ausführlich zu Rate gezogene Wörterbuch nahe legt). Das Heimliche ist etwas Verstecktes, Heimlichkeiten sind eher bewusste Akte. Unheimlich wird etwas, weil es einen bekannten, aber verdrängten Kern enthält: da wird etwas nicht bewusst verheimlicht, sondern wurde verdrängt, und das macht Angst.

Kristeva fordert uns auf, uns mit der Eigenheit, die immer auch Anders-Sein und Fremdheit (ja einen Kern von Unerreichbarkeit) enthält, zu versöhnen, damit zu leben und zu spielen. „Mein Unbehagen, mit dem anderen – meiner Fremdheit, seiner Fremdheit – zu leben, beruht auf einer gestörten Logik, die jenes seltsame Bündel von Trieb und Sprache, von Natur und Symbol lenkt, welches das immer bereits durch den anderen geformte Unbewußte ist.... Die Psychoanalyse erweist sich damit als eine Reise in die Fremdheit des anderen und meiner selbst, hin zu einer Ethik des Respekts für das Unversöhnbare.“ Fremd ist der Fremde nur in der Fremde – das hieße dann also: Fremd bin ich in meinem Leben. Und man könnte den Titel dieses Vortrages auch variieren: Wo es ein Inneres gibt, da ist Furcht.

*

Albert Camus beschreibt in seinem Roman „Der Fremde“ den jungen Meursault, der im französischen Algier der frühen vierziger Jahre

sein ereignisarmes Leben lebt. Seine Mutter stirbt, er beerdigt sie, ohne sie noch einmal gesehen zu haben, lernt eine junge Frau kennen, schläft mit ihr, hilft einem Kumpel gegen eine Clique arabischer Halbstarker und erschießt einen von ihnen. Er steht vor Gericht, fühlt sich ganz allgemein schuldig, aber versteht ansonsten nicht, was man von ihm will. Er wehrt sich gegen die Entschuldigungen eines Geistlichen. Er liegt in der Zelle, wartet auf seine Hinrichtung und öffnet sich „angesichts dieser Nacht voller Zeichen und Sterne zum erstenmal der zärtlichen Gleichgültigkeit der Welt“.

Wer ist in diesem schmalen Text der „Fremde“? Der arabische junge Mann womöglich, der erschossen wird? Oder Meursault selbst, Hauptperson des Romans und doch am Ende dem Leser und sich selbst noch fremd? Meursault ist ein gefühlsblinder Mensch, der mit jemandem redet, weil er keinen Grund hat, nicht mit ihm zu reden. Er sieht keinen Grund, sein Leben zu ändern. Überhaupt findet er „daß man sein Leben nie änderte, daß eins so gut wie das andere wäre“ (S. 52), und es ist ihm eigentlich alles mehr oder weniger egal. Sein Anwalt, der ihm im Gefängnis zugeordnet wird, könnte ein Vertrauter werden, einer dem er sich öffnen kann, bei dem er alles loswerden kann, ein Begleiter, vielleicht gar Therapeut – aber Meursault antwortet auf dessen Fragen, *er hätte es sich ein bißchen abgewöhnt, sich selbst zu befragen, und es fiel ihm schwer, dem Anwalt Auskunft zu geben. Dennoch habe Meursault ihm erklärt, daß seine körperlichen Bedürfnisse oft seine Gefühle störten* (S. 79). *Aber der Anwalt habe ihn nicht verstanden, und nahm ihm das ein bißchen übel. Meursault hatte den Wunsch, ihm zu versichern, daß er so war wie alle, ganz genauso wie alle* (S. 80). Als er in seiner Zelle nach der Verurteilung auf die Hinrichtung wartet, besucht ihn ein Geistlicher in seiner Zelle, Es kommt zu einer Auseinandersetzung, in der der Geistliche Meursault mit der Forderung konfrontiert zu „sehen“, also seine Verweigerung aufzugeben und sich dem Leben zu stellen. Meursault wehrt ab: *Nichts, nichts wäre von Bedeutung, und er wüßte genau, warum nicht* (S. 141).

Meursault ist sich selbst so fremd, daß nur an zwei, drei Stellen eine emotionale Regung seinen Panzer durchbrechen darf. Eigentlich vollzieht er einen projektiven Selbstmord an dem fremden jungen Araber. Seine eigene Fremdheit ist tödlich, zuerst für den anderen und durch die drohende Todesstrafe in absehbarer Zeit auch für ihn. Wenn man sich nicht wahrnehmen kann und sich so auch anderen nicht zeigen kann, wird das Leben

beliebig wie ein Blatt im Wind. Es gibt keine Bedeutungen, das heißt auch keine Symbole, keine Sprache und keine psychischen Repräsentanzen. Es bleibt nur die "zärtliche Gleichgültigkeit der Welt".

Für die psychodynamische Psychiatrie könnte das heißen: Behandlung muss sich zunächst damit beschäftigen, welchen Umgang mit Fremdheit wir wählen. Die folgenreiche Abspaltung eines Meursault warnt uns – aber die Alternative ist nicht allein die Integration des als fremd Erlebten und die Reduktion von Fremdheit. Ein denkbarer Umgang mit Fremdheit ist auch, sie zur Kenntnis zu nehmen und zu respektieren. "Für die therapeutische Begegnung ergäbe sich daraus, dass der psychisch Kranke das, was ihm an sich fremd ist, als fremd belassen kann. Dieses Fremde, seine Krankheit, braucht er dann weder zu bekämpfen noch zu idealisieren" (Plog 1997, S. 49).

Als Musiktherapeut übersetze ich diese Beliebigkeit oder diese "zärtliche Gleichgültigkeit" in Klang. Seit vier Jahren erprobe ich das in der "Musikalischen Reise" – so heißt die Gruppe für Rezeptive Musiktherapie in unserer Klinik. Zweimal in der Woche sitze ich mit sechs, sieben Patienten aus verschiedenen Ländern und aus Deutschland für eine Stunde zusammen und wir hören Musik: aus ihrer Heimat, aus ihrer Jugend, aus meiner Jugend, aus anderen Epochen, aus fremden Ländern. Für jeden Teilnehmer gestaltet sich die Landschaft aus fremden und vertrauten Klängen gemäß seiner Geschichte und Herkunft anders. Manchmal kommen wir über die Hör- und Lebenserfahrungen ins Gespräch, oft nicht. Mit einer kurzen Vignette gebe ich ein Beispiel, wie das aussehen kann (nicht wie es ausgeht, denn das erleben wir in der psychiatrischen Behandlung aufgrund der engen Begrenzung unserer Behandlungssequenzen selten).

Herr A. ist vor über 20 Jahren vor der politischen und gewalttätigen Unterdrückung in seiner kurdischen Heimat nach Deutschland geflohen. Frau und Kinder sowie Eltern hat er zurückgelassen. Die Eltern sind zwischenzeitig verstorben, eine zweite und dritte Ehe sind auseinandergegangen. Er ist 52 Jahre alt, steht allein, ohne Arbeit und klagt ständig über seine Schmerzen im Rücken, in den Beinen, überall, beim Sitzen und Gehen, er kann es nicht aushalten. Über etwas Anderes spricht er nicht. In der Musikalischen Reise hören wir, als er das erste Mal dabei ist, Bach: Kantaten, Chöre, Bearbeitungen. So etwas hat er noch nie gehört, sagt er, aber er fand das interessant. Er hat sich eine Bühne vorgestellt

und darauf Menschen, vielleicht ein Chor, vielleicht Sprecher, vielleicht eine ganze Welt. In der darauffolgenden Stunde habe ich türkische Musik mitgebracht: klassische Volksmusik und Pop-Songs. Bei Herrn A. fließen die Tränen und er berichtet von seiner Heimat, die er vermisst, vom seiner Mutter, die er nicht mehr vor ihrem Tod besuchen konnte, und und und - er ist gar nicht zu bremsen. Eines der Stücke war eine klassische türkische Weise mit der Kemence, einer Kniegeige, in das wir kurz hineinhören.

Einige Sitzungen später hören wir als Einleitung zu einem südamerikanischen Musikmosaik von Caterina Valente "Wo meine Sonne scheint". Wieder weint Herr A., und auch das darauffolgende Stück Indio-Pop mit Quena-Flöte und Computerblubbern hört er ganz aufgelöst. Der Text des Valente-Schlagers hat ihn erwischt: Wo scheint denn seine Sonne? Von Heimweh ist die Rede, und ihm fließen die Tränen. Herr A. hört sich ansonsten alles interessiert an, viele der gehörten Musikstücke sind ihm fremd. Bewegen kann ihn zunächst nur seine Heimat, sein Verlust. Sein Eigenes ist in Kurdistan, und dorthin kann er nicht. Hier ist Fremdes, das ist interessant, aber es berührt ihn affektiv nicht.

Nach Hildesheimer löst Musik immer wieder „eine Katharsis aus, aus der geläutert und erneuert hervorzugehen wir uns wünschen, während wir bereits wissen, dass wir nach dem Ende der Musik... wieder die alten sein werden. Dieses Erleben löst, wie man weiß, bei manchem Hörer Tränen aus... Unser Verstand bleibt eingeschaltet und löst jenes Interpretationsgeschehen aus, das auch uns selbst und unserem eigenen Erleben dieser scheinbaren Metamorphose (gilt), die uns jedoch wieder der Wirklichkeit zuführt und uns mit der Empfindung eines schmerzlichen Verlusts zurücklässt.“ Herr A. kann diese Regression im Dienste des Ich, die Hildesheimer beim „gesunden“ Hörer beschreibt, nicht vollziehen – er kommt nicht wieder heraus. Er versinkt im Schmerz um seine Wurzeln, seine Heimat, seine Unschuld. Aber er kann dahin nur als Besucher zurückkehren – ein Urlaub in Kurdistan wäre wohl denkbar, eine Rückkehr nicht. In der Gegenwart kann er die Zerrissenheit nur als körperlichen Schmerz ausdrücken. Einen dritten Weg neben regressiver Rückkehr zum Affekt oder Körperschmerz gibt es für ihn derzeit nicht.

So die Erfahrungen aus den ersten Wochen in der Musiktherapie wie auf Station. Inzwischen hat Herr A. begonnen, über die Erinnerungen an seine Mutter zu berichten, an die er sich

hauptsächlich erinnert, wie sie im Bett lag und unter Schmerzen litt. Wenn ihn diese Erinnerungen sehr quälen, werden seine eigenen Schmerzen stärker. Neulich machten ihn nicht die türkischen und usbekischen Melodien traurig, sondern eher der vorher gehörte deutsche Schlager "Adios Amor" von Andi Borg. Seine Einsamkeit kommt ganz entfernt in den Blick: selbst erlebt und zumindest zum Teil auch selbst gemacht. Vor wenigen Tagen sagte er nach dem Hören des zweiten Satzes aus dem "Concierto de Aranjuez" von Rodrigo: "Das hat mich ein bißchen traurig gemacht." Es war wie eine Filmmusik, ein Film über Verliebte, die getrennt sind und nicht zueinander kommen. Es geht inzwischen für ihn nicht mehr hauptsächlich oder nur um die Ursprünge, es geht auch häufiger um die Gegenwart der Vergangenheit, die Gegenwart des Gegenwärtigen und die Gegenwart der Zukunft. Oder, wie Frau Kristeva lakonisch sagt: "Verweist sie nicht auf ihre Ursprünge. Wenn euch die Frage auf den Nägeln brennt, geht und stellt sie eurer eigenen Mutter".

Aus den Prozessen beim Hören von Musik lernen wir: gezielte Begegnung mit einem kontrollierten Maß von Fremdheit hilft oft weiter, ein ausreichendes Maß an Vertrautheit gibt die dazu nötige Sicherheit. Aber es kann auch nützlich sein, gemeinsam in der Gruppe befremdliche Unvertrautheit zu erleben, wenn alle finden: das klingt aber merkwürdig! Wir alle haben das Fremde um uns herum und das Fremde in uns, und diese Gemeinsamkeit zu erleben ist einer der nach Yalom wirksamsten Faktoren in der Gruppentherapie. Der Hang zur Symbiose, zum Vertrauten, zur Eliminierung von Fremdheit oder Unterschieden ist die eine Seite der Medaille. Die andere Seite aus Reibung, Unverständlichem oder Fremdheit muss ebenso respektiert, geschätzt und möglicherweise sogar gefördert werden.

Frau W. Ist eine junge deutsche Patientin, mit deren dissoziativen Zuständen wir nur schwer umgehen können. Sie war schon vor einem Jahr wochenlang in der Rezeptiven Musiktherapie, danach mehrere Monate in tagesklinischer und ebenso lange stationär-psychotherapeutischer Behandlung und ist nun seit zwei Monaten wieder in unserer Abteilung stationär. Bei Mozarts "Kleiner Nachtmusik" wird sie ganz angespannt, richtig aggressiv, berichtet sie im Anschluß. Das ist ja nicht unbedingt die Standardreaktion auf diesen Music-to-relax-Knüller, und es stellt sich bei Nachfragen heraus, daß möglicherweise nicht die Musik selbst, sondern mein Hör-Vorschlag am Anfang ihre Reaktion mitgeformt hat: Ich

hatte vorgeschlagen, beim Hören der Musik auch auf eigene innere Wahrnehmungen zu achten, also sozusagen ein Ohr nach innen zu richten, auf den eigenen Körper. Und auf den will sie sich nicht konzentrieren, denn den spürt sie nicht, will sie nicht, ist ihm fremd und dabei soll es auch bleiben.

Die aus gutem Willen betriebene Auflösung der Fremdheit hat destruktive Wirkungen. Die von Frau W. angeführte Körperfremdheit kann als therapeutische Aufgabe verstanden werden. Die destruktive Wirkung aufgelöster Fremdheit ist aber auch Aufforderung zu respektvollem Umgang mit dem Anderen. Damit befasst sich das letzte Kapitel.

*

Um über die Traumatisierungen in Migrationsprozessen mehr zu erfahren, müssen gerade wir Deutschen gar nicht ins Ausland oder zu ausländischen Menschen gehen. Wir können uns darüber nahezu selbst befragen, weil wir viel Zeugenschaft dafür in unserer Muttersprache, in unserem eigenen Land finden können. Vor wenigen Jahrzehnten mussten Deutsche aus Deutschland emigrieren, um der Verfolgung und Ermordung in ihrem Heimatland zu entgehen. Eine der Emigrantinnen war Nelly Sachs, Schriftstellerin und Jüdin. Sie ging nach Schweden und nahm 1952 die schwedische Staatsbürgerschaft an. Ihre Gedichte verweisen auf diese unsere eigene Tradition von Migration, Vertreibung und Verfolgung.

Die Flucht aus Deutschland und die Übernahme der schwedischen Staatsbürgerschaft bewahrt Nelly Sachs nicht vor der Verfolgung im Inneren, vor den psychotischen Ängsten und vor wiederholten Psychiatrie-Aufenthalten. Sie kann die Ängste gerade so in Schach halten. Heimat gibt es nicht mehr, sie ist zerstört – sowohl da, wo sie herkommt, als auch dort, wo sie ist. Marcel Reich-Ranicki berichtet in seiner Autobiographie von einem Besuch bei Nelly Sachs: „Es wäre ja gar nicht so schlimm, nur werde sie in Stockholm von einer illegalen deutschen, nationalsozialistischen Organisation verfolgt und terrorisiert. Inzwischen seien die Nazis unter der Kontrolle der schwedischen Polizei, so dass ihr, Nelly Sachs, keine unmittelbare Gefahr mehr drohe. Allerdings werde von der Nazi-Organisation ihr Schlaf mit Hilfe von Radiowellen unentwegt gestört, zeitweise sogar unmöglich gemacht – dagegen könne die Polizei nichts unternehmen. (...) Als ich mich nach etwa einer Stunde verabschiedete, schenkte sie mir eines ihrer Bücher und versah es mit zwei Versen aus ihrem Werk: "An Stelle

von Heimat / halten wir die Verwandlungen der Welt.“

In ihrem Gedicht „Chor der Geretteten“ stellt Nelly Sachs einen Zusammenhang her zwischen den Traumata und den vorsichtigen Versuchen ihrer Bewältigung. Sie schreibt damit einen Auftrag für uns in der Begegnung mit den Geretteten, die auch Fremde sind, in denen wir uns aber auch selbst begegnen.

Chor der Geretteten

Wir Geretteten,
Aus deren hohlem Gebein der Tod schon
seine Flöten schnitt,
An deren Sehnen der Tod schon seinen Bogen
strich -
Unsere Leiber klagen noch nach
Mit ihrer verstümmelten Musik.
Wir Geretteten,
Immer noch hängen die Schlingen für unsere
Hälse gedreht
Vor uns in der blauen Luft -
Immer noch füllen sich die Stundenuhren mit
unserem tropfenden Blut.
Wir Geretteten,
Immer noch essen an uns die Würmer der
Angst.
Unser Gestirn ist vergraben im Staub.
Wir Geretteten
Bitten Euch:
Zeigt uns langsam eure Sonne.
Führt uns von Stern zu Stern im Schritt.
Lasst uns das Leben leise wieder lernen.
Es könnte sonst eines Vogels Lied,
Das Füllen des Eimers am Brunnen
Unseren schlecht versiegelten Schmerz
aufbrechen lassen
Und uns wegschäumen -
Wir bitten Euch:
Zeigt uns noch nicht einen beißenden Hund -
Es könnte sein, es könnte sein
Dass wir zu Staub zerfallen -
Vor euren Augen zerfallen in Staub.
Was hält denn unsere Webe zusammen?
Wir odemlos gewordene,
Deren Seele zu Ihm floh aus der Mitternacht
Lange bevor man unseren Leib rettete
In die Arche des Augenblicks.
Wir Geretteten
Wir drücken eure Hand,
Wir erkennen euer Auge -
Aber zusammen hält uns nur noch der
Abschied,
Der Abschied im Staub
Hält uns mit euch zusammen.

Literatur

Camus, A. (1942): Der Fremde. Reinbek bei Hamburg : Rowohlt Taschenbuch Verlag 2000

Chun-Juelich, H.; Engelmann, I. (2001): Eine stationäre Behandlung einer Patientin in der Psychiatrie aus anderer Kultur ohne gemeinsame Sprache. Vortrag Überregionale Weiterbildung in analytischer Psychosentherapie, München 2001. Unveröffentlichtes Manuskript.

Cogoy, R. (2001): Fremdheit und interkulturelle Kommunikation in der Psychotherapie. *Psyche* 55: 339-357

Erdheim, M. (1992): Das Eigene und Fremde. Über ethnische Identität. *Psyche* 46: 730-744

Erim, Y.; W. Senf (2002): Psychotherapie mit Migranten. *Psychotherapeut* 47:336-346

Freud, S. (1919): Das Unheimliche. Studienausgabe Bd.4, S. 241-274, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2000

Kristeva, J. (1990): Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (es 1604)

Möhring, P.; R. Apse (Hrsg.) (1995): Interkulturelle psychoanalytische Therapie. Frankfurt a.M.: Brandes und Apse

Münkler, H. (Hrsg.) (1998): Die Herausforderung durch das Fremde. Forschungsberichte der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Bd.5

Reich-Ranicki, M. (1999): Mein Leben. Stuttgart: DVA

Saint-Exupéry, A. de (1946) : Der kleine Prinz. Düsseldorf: Karl Rauch Verlag 2000

Streeck, U. (Hrsg.) (1993): Das Fremde in der Psychoanalyse: Erkundungen über das "Andere" in Seele, Körper und Kultur. Gießen: Psychosozial-Verlag 2000

(Gekürzte Fassung des Vortrages bei der NAPP
am 11. 06.04 in Buchholz)

NAPP-Mitglied Gitta Strehlow und ihre Kollegen haben ausführlich aus ihrer (auch musiktherapeutischen) Praxis mit geschundenen Kindern berichtet. Zusammengefasst unter der Herausgabe von Prof. Dr. H.H. Decker-Voigt ist ein Buch daraus geworden, auf dass wir alle NAPP-KollegInnen gern hinweisen:

**Der Schrecken wird hörbar :
Musiktherapie für sexuell missbrauchte Kinder**

von Hans H. Decker - Voigt (Herausgeber)

Taschenbuch - Edition Eres Horst Schubert
ISBN: 3872044346

Eine andere Musiktherapeutin aus der Gründungsriege der NAPP hat ihre Promotion erfolgreich abgeschlossen: Barbara Dehm-Gauwerky, seit Anbeginn an Sprecherin des Fachausschusses Musiktherapie in der NAPP und in dieser Funktion immer an der Vorstandsarbeit beteiligt, hat ihre Beschäftigung mit alten Menschen, ihren psychodynamischen Eigenheiten und ihren Bedürfnissen im Prozess des Abschieds mit der Promotion zur Dr. sc. mus. gekrönt (aber bestimmt noch lange nicht abgeschlossen). Herzlichen Glückwunsch!

Last not least:

Am Montag, 14. März 2005, findet eine außerordentliche Mitgliederversammlung der NAPP statt. Nach der Fusion des alten AK Bergedorf und dem Umzug in das neue Haus freuen sich die Bergedorfer, die NAPP in den neuen Räumen begrüßen zu dürfen.

Ort: Bethesda Allgemeines Krankenhaus Bergedorf, Glindersweg 80, 21029 Hamburg
Konferenzraum 2 (Ausschilderung!)

Zeit: Montag, 14. März 2005, 19.30 Uhr

Die Tagesordnung ist allen Mitgliedern zugegangen.
